

HINTERGRUND KULTUR UND POLITIK

Titel	Schüchternheit und Literatur - Zaudern, zagen, Worte wagen
AutorIn	Uta Rüenauber
RedakteurIn	Barbara Wahlster
Sendetermin	29.10.2017/21.04.2019
Ton	Andreas Narr
Regie	Beate Ziegs
Besetzung	Sabine Falkenbach, Eva Meckbach, Ole Lagerpusch, Aline Staskowiak

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf vom Empfänger ausschließlich zu rein privaten Zwecken genutzt werden. Jede Vervielfältigung, Verbreitung oder sonstige Nutzung, die über den in den §§ 45 bis 63 Urheberrechtsgesetz geregelten Umfang hinausgeht, ist unzulässig

© Deutschlandradio

Zitatorin

Ele mele mink mank

Pink pank

Use buse ackadeia

Eia weia weg

Martin Walser: Franz Kafka notierte: aus „menschlicher Schwäche“ für die Dichtung „eine riesenhafte Kraft“ machen. Läßt sich vielleicht Schüchternheit in Dienst nehmen? Daß man etwas hat von ihr? In der Handlungswelt nicht, aber vielleicht in der Wörterwelt? Und das ist unser Innenleben schlechthin. Der Schüchterne als der Empfindliche. Dann wird darum herum geredet. Er sei nicht von dieser Welt. Als wäre die Wörterwelt nicht ganz und gar ein Ausdruck dieser Welt.

Zitatorin

Enne denne

Dubbe denne

Dubbe denne dalia

Ebbe bebbe bembio

Bio bio buff

Martin Walser zeichnet in dem von ihm selbst gelesenen Essay *Über die Schüchternheit* aus dem Jahr 2000 das Bild des Schriftstellers, das heißt einer bestimmten Spezies von Schriftsteller, als schüchternen Menschen.

Martin Walser: Daß der Schüchterne sich nicht ausgerüstet glaubt für diese Welt, heißt überhaupt nicht, daß er nicht gern in ihr figurierte. Aber er steht eben schüchtern vor dieser Welt. Wie sich das anfühlt, schreibt Hölderlin im *Hyperion*: „Ich suchte immer etwas, aber ich wagte das Auge nicht aufzuschlagen vor den Menschen. Ich hatte Stunden, wo ich das Lachen eines Kindes fürchtete.“ Und wie ähnlich drückt das der nah verwandte John Keats aus: „Sobald ich mit anderen zusammen in einem Raum bin und nicht gerade nachdenke über das, was ich selber geschaffen habe, kann ich gar nicht bei mir selber bleiben, weil die Persönlichkeit eines jeden in diesem Raum anfängt, sich mir aufzudrängen, daß ich in kürzester Zeit vernichtet bin – und das nicht nur unter Erwachsenen; in einem Kindergarten wäre es das gleiche.“

Zitatorin

Eni beni suptraheni,
 divi davi domi neni,
 ecce brocca, casa nocco,
 zingele, zangele, dus.

((aus: *Dunkel war's der Mond schien helle. Verse, Reime und Gedichte*, Hildesheim 1999, S. 15))

Verbreitet ist das Bild vom schüchternen Schriftsteller, bekräftigt durch exemplarische Dichterheroen wie Kafka, Hölderlin oder Keats, die sich anderen Menschen, Kindern, der ganzen Wirklichkeit gegenüber schwach, angstvoll, vernichtet, stumm fühlten und erst im Schutz der Einsamkeit ihren Ausdruck fanden und eine Welt aus Wörtern erschufen.

Zitator

Es schienen so golden die Sterne ...

Die Geburt der Literatur aus der Schüchternheit? Führt ein schüchternes Selbst- und Weltverhältnis zum Schreiben? Gibt es so etwas wie eine „Poetik der Schüchternheit“? Und was überhaupt heißt „schüchtern“?

Marion Poschmann:

Also Schüchternheit, hab' ich jetzt gelesen, wird ja gemeinhin verwendet, wenn man jemanden charakterisieren möchte, der eigentlich Angst vor Fremden hat (...) und nicht in der Lage ist, von sich aus so viele Kontakte herzustellen, wie er gern möchte. Aber ich finde daran ein bisschen schwierig, dass es so eine Sicht von außen ist, dass auch so ein bisschen eine Schublade ist (...). Also ich würde eher ganz andere Begriffe verwenden, zum Beispiel Zurückhaltung oder Behutsamkeit.

Zitator

Am Fenster ich einsam stand ...

Nico Bleutge: Das kann sein, dass da ein Mensch ist, der einfach nur keine Lust hat, etwas zu sprechen oder der grade in sich selber versunken ist, und für 'nen Außenstehenden sieht es schüchtern aus, aber es ist was ganz anderes.

Zitator

Und hörte aus weiter Ferne ...

Marie NDiaye, Schriftstellerin: Das kann auch eine Stärke sein, weil man die Fähigkeit besitzt, allein mit sich zu leben. Ich betrachte Schüchternheit auch als eine privilegierte Beziehung zu sich selbst.

Zitator

Ein Posthorn im stillen Land ...

Mirko Bonné: Ich würde mich als Autor niemals als schüchtern bezeichnen. Ja, Schüchternheit ist für mich ein seltsames Attribut, was ich mit Autorenschaft überhaupt nicht in Verbindung bringe. Deswegen finde ich Zurückhaltung wesentlich angemessener, abwartend und im Zweifel befindlich.

Zitator

Das Herz mir im Leib entbrennte (*sic*)...

Sibylle Lewitscharoff, Schriftstellerin: Wir sehen Schüchternheit ja immer, da sitzt so 'nen hasperliches Wesen vor uns und bringt kein Wort raus, ja. Das ist ja beim Schriftsteller anders (*Lachen*), insofern sind sie erstmal nicht schüchtern (*Lachen*). Ich würde es eher mit Gehemmtheit bezeichnen. Das heißt also, die verfügen nicht so frei, dass sie, sagen wir mal, in hohem Galopp irgendwie paradieren und ihre Wortkaskaden niederschweben lassen und gleichzeitig in eins mit dem sind, was sie da grad Tolles gemacht haben, wie die Kinder, die also, die Vierjährigen, die ne Murkszeichnung und Mami und Papi sagen, „Das ist ja wunderbar, das ist ja ganz toll, was du da gemacht hast“ und da sind's halt fünf lächerliche Strichle, ja. Also so sind die nicht.

Zitator

Da hab ich mir heimlich gedacht ...

Wilhelm Genazino, Schriftsteller: Der Schüchterne ist nicht wirklich zurückhaltend, er tut so, weil er auch seine Schüchternheit liebt. Das heißt, ich bin gern schüchtern, auch wenn's manchmal gespielt ist, ne. Aber das vermischt sich dann. Gespielte Schüchternheit und echte Schüchternheit, die gehen so ineinander, die verknoten sich, sodass ich's (...) häufig nicht mehr entknoten kann. Aber ich hab das auch gerne, wenn etwas verknotet ist, so ineinander verschlungen.

Zitator

Ach, wer da mitreisen könnte ...

Zitator

In der prächtigen Sommernacht!

(aus: Joseph von Eichendorff, *Sehnsucht*)

Ängstlichkeit, Schüchternheit, innere Abgewandtheit, Sehnsucht nach etwas anderem – es war die Romantik, die solche Distanz- und Defizitgefühle gegenüber der äußeren Welt zum künstlerischen Potenzial erklärte.

Marion Poschmann: Ich bin als Schriftstellerin daran interessiert, eigentlich Grenzen zum Unbekannten eher zu überschreiten und mich nicht vor dem Fremden ängstlich zurückzuziehen. Also von daher ist es eigentlich das Gegenteil von Schüchternheit, was ich als Autorin tue. Und etwas anderes ist es vielleicht, wenn man Schüchternheit eher als Introvertiertheit interpretiert, und in Bezug auf die Literatur im Allgemeinen würde ich sagen, dass die moderne Literatur insgesamt vielleicht eher eine Literatur der Introvertiertheit ist, wo dann das Innenleben, der Innenraum der Figuren einen kompletten Roman ausfüllen kann.

Marion Poschmann erkundet in ihren Gedichten und Romanen unbekannte, dem Alltagsbewusstsein verschlossene Innenräume. Die Figuren ihrer Romane geraten willentlich-unwillentlich ins Abseits der gesellschaftlichen Wirklichkeit, wo sich die Grenzen des Ichs zu einem anderen Zustand hin öffnen. Wie schon die Romantiker, die die Alleinherrschaft des von der Aufklärung inthronisierten autonomen Subjekts anzweifelten, werden sie von etwas angezogen, das sich außerhalb der taghellen, eindeutigen Welt befindet.

Die Romantik prägte das Bild des schüchternen, empfindsamen Dichtertypus, der

sich fremd und untauglich fühlt in der Realität aus strikter Logik und forschem Handeln, aus Konventionen und Geschäften. Angetrieben von der Sehnsucht nach Einheit und Ganzheit, nach der verlorenen Heimat, erschafft er fern vom gesellschaftlichen Treiben allein aus seinem Inneren, seinen Empfindungen, Fantasien und Erinnerungen, ein Reich der Poesie, in dem die Entzweiung von Ich und Welt aufgehoben ist.

Marie NDiaye: Vielleicht kann man auch das Verhältnis zwischen der Kunst und der Außenwelt in diesen beiden Hinsichten verstehen. Man ist schöpferisch, weil man sich nicht der Außenwelt nähern kann, aber es kann auch sein, dass man sich nicht der Außenwelt nähern kann, weil man schöpferisch ist.

Zitator

Natürlich war sie ehrgeizig, ja. Warum auch nicht?

Sie wollte jemand sein, aber nach ihrer Vorstellung, ohne Gehabe, ohne dass man darüber reden müsste, jemand, den man nicht vergisst, auch wenn man ihm letztlich nie begegnet ist.

Sie wollte im Gedächtnis der Essenden eine strahlende Spur hinterlassen, von solcher Art, dass einem, wenn man sich zu erinnern suchte, woher ein so verlockendes Bild, melancholisch wie das eines verlorenen Glücks, stammen mochte, nur die Erinnerung an ein Gericht oder an den bloßen Namen des Gerichts, an einen Duft oder an drei klare, reine Farben auf einem opalweißen Teller kam.

(aus: Marie NDiaye, *Die Chefin*, S. 12/13)

In Marie NDiayes Werk *Die Chefin. Roman einer Köchin* porträtiert der Erzähler – auch er ein Koch – seine unnahbare, rätselhafte Ex-Vorgesetzte, der er in unauslöschlicher Liebe und Bewunderung verbunden ist: eine große Künstlerin, scheu und schüchtern, die sich vor der Außenwelt verbirgt und Erfüllung einzig beim Kochen findet

Sibylle Lewitscharoff:

Ich liebe ungemein die schüchternen oder zurückhaltenden Autoren. Ich bin es leider nicht vom Temperament her, da ist nichts zu ändern, aber eigentlich bewundere ich diese andere Haltung sehr viel mehr, als die, die ich selber pflege. Ich glaube, dass mir es fehlt, eine wirklich erstklassige Schriftstellerin zu sein, dass ich einfach zu gesellig bin und in Geselligkeit mich sehr wohlfühle. Und ich denke schon, dass für

die absolute Zuspitzung eines Werks eine strenge Form der Einsamkeit, nennen Sie es vielleicht auch Schüchternheit, gehört.

Marie NDiaye:

Elle, sa grand force ... Elle veut aller au-delà de cela. -- Ihre große Kraft, ihre große Originalität liegt darin, dass sie mit ihrer Küche nicht gefallen will. Sie möchte den Leuten etwas anderes als Genuss verschaffen. Der Genuss interessiert sie nicht. Sie möchte darüber hinaus gelangen.

Marion Poschmann:

Also ich sehe es so, dass diese – na ja: schüchternen, zaghaften Personen ja im Grunde der Zielgerichtetheit und der Effizienz misstrauen, die in der Gesellschaft vorherrschend sind, und sich lieber in sich selbst zurückziehen. Und diese Figuren, die nicht so stark auftrumpfen, sich nicht so stark behaupten, (...) haben (...) ja, für mich zumindest, eine doch größere existenzielle Wahrhaftigkeit, weil Subjektivität ja immer etwas Prekäres hat.

Sibylle Lewitscharoff:

Es muss eine Art von Zurückgezogenheit geben, die alles Vorlaute, alles Zuschnelle hinterfragt. Also nen schüchterner Mensch fragt sich ja: „Kann ich das jetzt? Soll ich das jetzt? Ist das der richtige Moment?“ Es ist eher ne Form von Zurückhaltung, die aus überscharfer Beobachtung resultiert.

Mirko Bonné:

Alles das, was sich in den Vordergrund allzu schnell bewegt, interessiert mich nicht. Das ist für mich dichtungsfremd.

Wilhelm Genazino:

Ich bin ja auch beim Schreiben oft schüchtern und schreibe dann tatsächlich auch schüchterne Sätze. Und die gefallen mir dann auch sehr gut, ne. Denk ich, na gut, das ist offenbar mein Grundton, der Grundton der Schüchternheit.

Marion Poschmann:

Ja, sind nicht die handlungsaktiven Macher am Ende, wenn man es genauer betrachtet, tatsächlich auch Hochstapler.

Nico Bleutge:

Dieses sehr, sehr labile Weltverhältnis sozusagen, also dass man merkt, dass die Dinge eben auch immer anders sein können und dass man oft darauf zurückgeworfen wird, dass das ja nur meine eigene Sicht und andere Leute sehen das (...) ganz anders, das ist etwas, was ich schon sehr stark auch aus frühesten Kindheitstagen natürlich kenne.

Mirko Bonné:

'Ne schwierige Kindheit, ein allzu langes Staunen in die Welt, viel Zeit, aufgrund von vielen Spaziergängen mit meinem Hund. Der Hund selbst spielt auch ne große Rolle. Wenn man das Tier sieht, wie das Tier in die Welt sieht, dann hat man sofort den Zweifel. Nämlich dass das Tier die Welt völlig anders wahrnimmt als der Mensch, als man selbst. Und wenn man bereit ist, sich in den Tierblick hineinzusetzen, dann kann man gar nicht mehr alleine nur Mensch bleiben und den menschlichen Blick für das Absolute halten.

Die seit der Kindheit sich wiederholende Erfahrung einer Differenz zwischen Ich und Welt, die Verunsicherung des eigenen Standpunkts, die Nico Bleutge und Mirko Bonné beschreiben, durchzieht das gesamte Werk Franz Kafkas, des großen Schüchternen der modernen Literatur. Seine Texte sind vom Rhythmus des Zauderns durchzogen, wie der Literaturwissenschaftler Joseph Vogl in seiner Studie *Über das Zaudern* zeigt, einer Haltung des Niemals-Ankommens, des Dazwischen, zwischen Nicht-Mehr und Noch-Nicht – nicht Ja und nicht Nein.

Atmo

Zitator

Ich sage ja natürlich nicht, dass ich das, was ich bin, nur durch Deine Einwirkung geworden bin. Das wäre sehr übertrieben (und ich neige sogar zu dieser Übertreibung). Es ist sehr leicht möglich, dass ich, selbst wenn ich ganz frei von Deinem Einfluß aufgewachsen wäre, doch kein Mensch nach Deinem Herzen hätte werden können. Ich wäre wahrscheinlich doch ein schwächerer, ängstlicher, zögernder, unruhiger Mensch geworden (...).

(aus: Franz Kafka, *Brief an den Vater*)

1919, auf der Höhe seines literarischen Schaffens, schreibt der 36-jährige Kafka einen Brief an seinen Vater, den er niemals abschickt. Darin erklärt er sein unsicheres, verzweifelttes Verhältnis zur Welt, zu sich selbst und seinem Schreiben mit der seit seiner Kindheit empfundenen Andersheit und Unterlegenheit gegenüber dem machtvollen Familienoberhaupt, dem erfolgreichen Geschäftsmann und strengen Patriarchen. Sein Schreiben, das er sich nachts, nach der Arbeit als Versicherungsjurist abtrotzt, sieht er als lebensnotwendigen, ständig gefährdeten Versuch der Selbstbehauptung gegenüber dem Vater. Seine Texte handeln vom ebenso unermüdlichen wie aussichtslosen Kampf des Einzelnen gegen die von einem undurchschaubaren, unentrinnbaren Gesetz beherrschte Welt.

Mirko Bonné:

Es gibt ja auch den lachenden Franz Kafka, es gibt den komischen Franz Kafka (...). Also ich bin mir sicher, dass Franz Kafka bestimmt nicht dieser schüchterne Franz Kafka gewesen ist, den man sich da vorstellt. Oh, der Zorn seinem Vater gegenüber.

Sibylle Lewitscharoff:

Gegen einen solchen Vater sich so zu wehren, wie er sich gewehrt hat, das muss man erstmal hinkriegen, ja. Und außerdem hat er sich mit einer geradezu erschütternden Konsequenz geweigert, das zu tun, was der Vater von ihm verlangte. Also der Kafka war ein sehr sturer Bock und Kämpfer, was den Vater anging. Sich da so zur Wehr zu setzen, da gehörte ne außerordentliche Energie dazu. Das sind eher Menschen von einer ungeheuren inneren Widerstandskraft.

Wilhelm Genazino: Das Authentische kann man wie bei vielen Gefühlen auch bei diesem nicht mehr finden. Ich weiß nicht mehr, was der authentische Grund für ein Gefühl war, also das Gefühl der Schüchternheit, ne. Man weiß überhaupt nicht mehr, was Authentizität ist, wenn man einige Jahre gelebt hat. Ich erinnere mich, dass natürlich ich auch als Kind schon schüchtern war. Ich war sogar schüchtern, wenn ich nur meinen Vater gesehen hab, nicht. Das war nen ganz normaler Vater, der hat mich auch nicht gepeinigt oder so, aber der war auch ein Riesenmann, auch mit enormen Muckis und so, das war eben ein Handwerker, ne. Der kam kaum durch die Tür rein.

Die Ich-Erzähler in Wilhelm Genazinos tragikomischen Romanen sind allesamt Zaudernde, die den Grund ihres Zauderns nicht kennen, die gar nicht wissen wollen,

was an ihrer Schüchternheit gegenüber dem Leben Spiel und was Ernst ist. Sie sind mittelmäßige, alltägliche, ganz und gar unheroische Nachfahren des Lohnschreibers Bartleby aus der Erzählung von Herman Melville, der auf alle Ansinnen seines Arbeitgebers „I would prefer not to“ antwortet, „Ich würde lieber nicht“, und jede weitere Handlung unterlässt. Genazinos liebenswert versonnene Protagonisten bemühen nicht einmal dergleichen höflich-unentschiedene Verweigerungsformeln. Sie lassen sich willen- und absichtslos durch ein falsches Leben treiben, von dem sie nichts Richtiges erwarten, verfolgen weder private noch berufliche Ziele, und die Frauen, an deren Seite sie zufällig geraten, sind ihnen kaum mehr als Ankerstellen für gelegentliche Regression.

Wilhelm Genazino:

Nicht alle, aber die meisten wissen doch, dass sie nicht authentisch sind. Wenn sie einen gewissen notorischen Ernst hätten, dann würden sie sich vielleicht das Leben nehmen, nicht. Aber sie haben sich daran gewöhnt, (...) dass das Leben (...) zu großen Teilen ein Spiel ist, also eine Art Inszenierung, nur sagen sie das nicht.

Zitator

Zuweilen hatte ich den Eindruck, das Verlangen nach Bedeutsamkeit sei ein verhülltes Heimweh. Es war möglich, dass heute ein solcher Heimwehtag war. Ein leichter Regen fiel schräg in die Straße und nässte die Häuser ringsum. Es gefiel Carola, dass es mich nach einem bedeutsamen Leben verlangte. Es leitet mich die Vorstellung, sagte ich vor etwa drei Wochen zu ihr (ich sagte tatsächlich: es leitet mich die Vorstellung), dass mich nur ein bedeutsames Leben vor der Vernutzung im Alltag bewahrt, in deren Anfängen ich mich bereits verheddert habe.

(aus: Wilhelm Genazino, *Außer uns spricht niemand über uns*, S. 16)

In Genazinos Roman *Außer uns spricht niemand über uns* ist es Carola, die Lebensgefährtin des Erzählers, die sich schließlich das Leben nimmt, weil sie es zu ernst nahm und sich vergebens mithilfe von Alkohol in der Wirklichkeit verankern wollte. Derweil der Erzähler, ein erfolgloser Schauspieler, der seinen Lebensunterhalt mehr schlecht als recht als freiberuflicher Sprecher im Radio und auf Verkaufsveranstaltungen verdient, sich weiter so gut es geht dem Zugriff des Alltags entzieht. Er weiß, dass das zuweilen verspürte Verlangen nach Bedeutsamkeit – nicht nach Erfolg und Berühmtheit, sondern nach Übereinstimmung und Vollständigkeit, nach Heimat – dass dieses Verlangen nicht zu erfüllen ist. Aber

manchmal, in kurzen unscheinbaren, in absichtsloser Alltagsbeobachtung sich zufällig ereignenden Momenten spüren die Erzähler von Wilhelm Genazino dann doch ihre Bedeutsamkeit. Das ist ihr Glück und ihre Rettung.

Zitator

Tatsächlich fühlte ich mich frei, wenn mir belanglose Dinge auffielen.

(aus: Wilhelm Genazino, Außer uns spricht niemand über uns, S. 62)

Wilhelm Genazino: Also jenseits der Schüchternheit ist eine Grundüberforderung, dass man leidet unter dem Gefühl oder unter dem Zustand, "Ich kann heute nicht reden. Ich seh blöd aus", ne. Die ist real, nicht. Und ich bin sogar dankbar, dass sie real ist, weil andere Gefühle sind abgestorben. Und die Schüchternheit, die hilft mir, auf die Flucht zu kommen oder in die Flucht zu kommen. Es ist eine Art Notausgang. Man braucht einen Notausgang und nicht bloß im Kino oder im Theater. Ich brauch auch meinen Notausgang, weil ich sozusagen meine Ressourcen aufgebraucht habe und jetzt muss ich immer noch weiter reden und muss immer noch dies tun und jenes tun.

Sibylle Lewitscharoff:

Es ist die Skepsis damit verbunden, ständig zu reagieren. Da ist ne Hemmung, ständig zu reagieren.

Wilhelm Genazino:

Im Grunde hab ich die Nase voll, also dann suche ich und finde ich meinen Notausgang, dass ist meistens die Ironie und meistens die Schüchternheit. Also Ironie und Schüchternheit, das hängt miteinander stark zusammen. Weil die Ironie immer auch eine Abwandlung von etwas Tatsächlichem ist.

Marion Poschmann:

Es gibt so eine Art Pathos der Zartheit und es gibt dann umgekehrt auch ein Pathos der Ironie, so die beiden Pole, zwischen denen sich das abspielt.

Zitator

trennend das Haus

vom Feldrand

morgens der Nebel.

Nico Bleutge:

Nicht, dass man sich nicht verstanden fühlt, sondern eigentlich zu sehr verstanden, dass vermeintlich alles so klar ist und Eindeutigkeiten hergestellt werden und einem immer auch so vermittelt wird, na ja, das ist sozusagen die Sache, dann gibt's den Begriff dafür, als wär' das der Stempel und damit ist die Sache erledigt – und ist überhaupt nicht erledigt. Also dass man 'nen Ungenügen in dem Sinne hat, dass man merkt, wie sehr im Alltag grade in dem, was man jetzt so verkürzt Kommunikation nennt, das Entscheidende ist immer weggeschnitten gewissermaßen, das ist auch ne Verlusterfahrung natürlich.

Zitator

Zweifel an Zeichen
im Erdreich
gehen vorüber.

Und hohle Röhren
aus rotem Ton
verbinden uns alle.

(aus: Mirko Bonné, *Rekonstruktion*)

Mirko Bonné:

Meine Hauptfiguren meiner Romane und Erzählungen werfen alle einen Blick auf sich selbst und zweifeln auch an sich selbst, zweifeln an jeder Art von Überzeugtheit. Stattdessen fragen sie sich, kann das denn überhaupt wahr sein, was ich hier denke, oder kommt mir das nur so vor? Da berührt man dann sehr schnell dieses ewige Thema in meiner Prosa, das Thema der Unwirklichkeit. Es gibt diesen Unwirklichkeitsbegriff, an dem ich mich abarbeite, seit Jahren. Was lässt dieses Gefühl überhaupt in mir entstehen, dass die Wirklichkeit porös ist und abbröckelt und überall so eine Art Unwirklichkeitsgefühl entsteht, was uns so schwierig in der Welt stehen lässt? Und das erleben meine Figuren. Das sind ja meistens Männer in meinem Alter, das heißt, das sind Alter Egos.

Zitator

Das Unwirklichkeitsempfinden, das ihn täglich ratloser, mutloser und kraftloser machte, vielleicht, bestimmt war es ebenso eine Folge der ganzen Erfindungen, Schwindel und Lügen, die er seit Jahrzehnten seinen Mitmenschen auftischte, um ja nicht mit den Leuten in Berührung zu kommen.

(aus Mirko Bonné, *Lichter als der Tag*, S. 94)

In dem Roman *Lichter als der Tag* des Lyrikers und Prosaauteurs Mirko Bonné steckt Raimund Merz in einem falschen Leben fest. Mit einer pragmatischen, ehrgeizigen Kieferorthopädin, die er seit der Kindheit kennt und nur geheiratet hat, weil seine große Liebe sich für einen anderen entschied, hat er zwei Töchter und führt eine freudlose Reihensexistenz. Seinen ungeliebten Brotjob als Hilfsredakteur bei einer Wochenzeitschrift hat er sich mit einem erlogenen Studienabschluss erschwindelt.

Mirko Bonné: Die falsche Existenz oder den falschen Lebensalltag führen sie deswegen, weil sie es nicht bewerkstelligen konnten, ein Leben aufzubauen, was ihnen angemessen gewesen wäre. Sondern sie wollten es wahrscheinlich in vielerlei Entscheidungen anderen recht machen und haben falsche Entscheidungen getroffen. Der Zweifel kommt aber und ist immer da, es gibt sozusagen etwas Inneres, was viel stärker ist, etwas, was aus der Kindheit kommt, ein Gefühl der Freiheit und der Lebendigkeit, des Überlebenwollens, der Sehnsucht nach Liebe.

Sibylle Lewitscharoff:

... die ungeheuer schwankende Verfasstheit des Menschen, die er in der Welt einfach hat. Und die Frage des Todes, die spielt doch 'ne Rolle, das heißt 'nen Mensch, der vom Tod gar nicht affiziert wird, weil er denkt, da muss ich mich jetzt gar nicht mit beschäftigen, das ist doch langweilig für Literatur. Auch wenn er den Tod jetzt gar nicht durchspielt in seinem Text. Aber es muss doch irgendwas geben, das an die Gefährdung erinnert.

Zitator

Merz spürte in dem Licht, dass es für einen wie ihn anscheinend nur wenig gab, für das sich zu leben wirklich lohnte. Kinder, ja. Freundschaft, ja. Und vielleicht Liebe und vielleicht Erinnerungen. In dem Leuchten lag eine rätselhafte, warme Zuneigung, und vieles, was er erlebt hatte, war ihm nur verständlich, weil es in diesem Licht

geschehen war.

(aus: Mirko Bonné, *Lichter als der Tag*, S. 11f.)

Das Licht, ein ganz besonderes Licht, ist der Leitstern im Leben von Raimund Merz. Es verweist ihn auf etwas Inneres, das jenseits seiner falschen Existenz liegt. Merz findet dieses Licht manchmal unter dem Stahl- und Glasdach des Hamburger Hauptbahnhofs, aber auch auf einem Bild des Landschaftsmalers Camille Corot. Es ist das Licht, das er aus dem wilden Garten am Dorfrand kennt, in dem er glückliche Kindheits- und Jugendtage in einer Vierer-Clique verbrachte, zu der seine große Liebe Inger, deren späterer Mann und auch die Frau von Merz gehörte. Dieses Licht nährt den steten Zweifel gegenüber dem Gegebenen und erinnert – Schmerz ebenso wie Sehnsucht auslösend – an ein vergangenes Gefühl der Vollständigkeit und Verbundenheit mit der Welt. Es bringt ihn schließlich dazu, aus seinem falschen Leben mehr und mehr zu verschwinden – was bei Mirko Bonné auch immer heißt, in die Nähe des Todes zu geraten – und zu seiner Jugendliebe Inger aus dem wilden Garten zurückzufinden.

Mirko Bonné:

Der Zweifel bleibt auf jeden Fall bestehen, weil es ist ein Lebensantrieb, das ist sozusagen das dialektische Prinzip, was meine Figuren in sich tragen. Und wenn das Leben plötzlich eingleisig wird und diese Unwirklichkeit überhandnimmt, dass sie nach Auswegen suchen, nach anderen Ausdrucksmöglichkeiten.

Zitator

versenk dich in die bewegung des wassers
 mischte sich jenes licht mit dem licht, erzeugte ihre verbindung
 ein anderes licht, verwandtschaft von flucht und begreifen
 ein zwischending aus gas und flüssigkeit
 das die welt umpflügte ...

Sibylle Lewitscharoff:

Um nochmal auf die Schüchternheit zurückzukommen. Das ist wie so 'ne Art Riegel vor der Welt auch nen bisschen. Das heißt also das Eigene stärkstens zu behüten und sich nicht ganz zu entäußern und sich dann auf die Welt einzulassen, dass sie einen auffrisst und man in ihr unter- und aufgeht. Sondern das ist 'ne Verhalteneit, die dann schüchtern wirkt, aber das ist trotzdem 'ne andere Art von Schüchternheit

als jemand, der, sagen wir mal, einfach nur eingeschüchtert ist, weil er von nem Despoten regiert wird. Das sind ja eher die Aufrührer, die zugleich mit Schüchternheit zu tun haben.

Marion Poschmann:

Wenn man sich weigert, die Narration der Außenwelt zu bestätigen und sich dem nach Möglichkeit entzieht, dann gerät man natürlich in Konflikt. Also es gibt ja so eine Art von geheimer Vereinbarung, dass man die Welt als beständig und vertrauenswürdig betrachtet, und man gerät dann in Schwierigkeiten, wenn man beginnt, das infrage zu stellen.

Zitator

... die wellen verstehen

so wie ein Tanker durch die helle wasserfläche gleitet

Wilhelm Genazino:

Die Schüchternheit hat mir das Leben erleichtert, nicht. Ich denke dann, so jetzt bring ich mal wieder meine schüchterne Nummer hier, da komm ich am schnellsten wieder aus dieser Situation heraus, ne, und erspare mir Verwicklungen und so weiter, ne, und dafür ist das schüchterne Verhalten ein unglaublich guter Fluchtweg, ne.

Zitator

zellhaut legt sich über zellhaut, erkundungsgeschwader für müde strahlen, und die ströme quellen, meilenbreite bänder wo alles sich aus masse in kraft verwandelt ...

Nico Bleutge:

Grade wenn du dich mit Lyrik zum Beispiel beschäftigst, das ist ja die Richtung, aus der ich komme, und sehr dezidiert auch auf die Sprache guckst, dass natürlich das allgemein 'nen Verhältnis ist, durch die Welt zu gehen, das von Skepsis, 'ner grundsätzlichen Unsicherheit und vielleicht auch 'nem Ungenügen geprägt ist, und man irgendwie weiß, dass all die Kategorien, mit denen man durch die Welt geht und mit denen man so die Sachen bestimmt, dass die natürlich Setzungen sind und eben zufällig, arbiträr, dass es da keine Gewissheiten gibt. Und auch so etwas wie das Ich, eine ganz hehre Kategorie, gerade wenn man an die Philosophiegeschichte denkt, wo das „Ich denke“ so die letzte Sicherheit gebietende Sache ist, man aber selber

aus eigener Erfahrung weiß, wie schillernd und vielschichtig und brüchig auch diese Ich-Erfahrung ist und dass man ja eigentlich aus ganz vielen solchen Facetten besteht, die sich zu allem zusammensetzen lassen, aber eben nicht zu so 'ner festen Instanz eines Ichs, ne.

Marion Poschmann:

Man kann in der Lyrik ja sehr viele unterschiedliche Sprechhaltungen einnehmen und da finde ich auch eine zaghafte, etwas tastende Sprechhaltung ganz interessant, weil dadurch dann deutlicher wird, wie die literarische Wirklichkeit überhaupt erst nach und nach entsteht und nicht einfach eine konventionelle Annahme aufs Papier geworfen wird. Und dass dieses Prekäre des Ichs, über das wir gesprochen haben, in der Sprachstruktur zum Ausdruck kommt, in der Gesamtkonstruktion des Textes.

Zitator

... glattes leuchten
das Zusammenspiel von Zink und Rost verdecken
stumme Kristalle, und die Impulse vom Landverkehr

Der Lyriker Nico Bleutge zweifelt, wie schon die Romantiker und wie auch seine Dichterkollegin Marion Poschmann, am Begriff des Subjekts, der seit der Aufklärung die konventionelle Wirklichkeitswahrnehmung und deren Versprachlichung prägt: Für ihn steht kein abgegrenztes, stabiles Ich einer von diesem scharf getrennten Außenwelt gegenüber, die vermittelt fester Kategorien klar und eindeutig erkennbar und sprachlich fassbar wäre.

Nico Bleutge:

... dass das natürlich sehr künstliche Setzungen sind, und eigentlich etwas, was im Lebensvollzug immer ganzheitlich gegeben ist und bei dem sich alles mit dem andern vermischt, in solchen Begriffen getrennt wird künstlich. Und gleichzeitig muss man das ja nicht alles in so 'nem nur skeptischen Kontext sehen, sondern das kann natürlich so 'ne ganzheitliche Erfahrung auch wirklich mit großen Lustmomenten zusammenhängen. Also dass man euphorische Erfahrungen hat, epiphanische Erlebnisse, dass etwas Fremdes aufblitzt in Beobachtungen, die man so im Alltag macht. Und man da spürt, wie alles einen Zusammenhang bildet und eigentlich eines mit dem anderen immer zusammenhängt.

Zitator

... folge den trupps
 auf dem weg nach unten, jedes ding bewegte sicher
 mit seinem eigenen drang, ein öffnen von schächten
 buchten, gespür für veränderte routen.

Nico Bleutge:

Dann kann man natürlich als jemand, der sich mit Sprache beschäftigt, auch 'nen großes Ungenügen wiederum empfinden, wenn man sich anguckt, auf der einen Seite hat man diese Erfahrungsintensitäten, auf der anderen Seite muss man jetzt versuchen, das in die Sprache zu übersetzen, also etwas, was von der Erfahrung her so was wie Unmittelbarkeit signalisiert, in das denkbar am weitesten Entfernte, nämlich die Sprache, die immer aus Zeichen besteht und natürlich über Vermittlung arbeitet, zu übersetzen. Und das ist dann natürlich auch etwas, was einen sehr behutsam mit den Dingen umgehen lässt und einen dazu führen mag, dass man sich genau anguckt, wie könnte ich das eigentlich machen, was für Möglichkeiten gibt es zu übersetzen.

Sibylle Lewitscharoff:

Und das sind alles natürlich sehr skrupulöse Vorgänge. Also, das heißt, wenn Sie so wollen, ist es ja Schüchternheit gegenüber dem, was dann kommt, was man dann einfach zustandebringt. Und dazu braucht es aber doch auch immer wieder rabiate Kleinheitsfantasien.

Zitator

... denk wie
 der tonsand, fern in der ahnung von muschelschichten
 denk wie muskeln und kalk, zelle um zelle
 baute sich an, ...

Nico Bleutge:

Und man dann versucht, eben eine Sprache zu finden, die anders läuft, als diese Sprache im Alltagsgebrauch.

Zitator

... traum von gewebe, häuten, wo du hinein-

gehst, siehst du nicht mehr hinaus, als wäre alles mit allem verbunden, (...)
 (...) ständig im kreisen, wachsender stoff
 der sich trug, vom atlantischen wasser umfaßt, nach dem erdmüden meer geschlossen, als wäre es sand, ...

Momente unentfremdeten Daseins, Totalitätserfahrung, poetischer Zustand – wie auch immer die Moderne die seltenen und flüchtigen Augenblicke genannt hat, in denen das Ich mit der Welt verbunden ist: Es sind solche intensiven, ganzheitlichen Erfahrungen, die Nico Bleutge in dem Band *nachts leuchten die schiffe* wie in allen seinen Gedichten in Sprache übersetzen und durch Sprache erschaffen will. Eine tastende Sprache der Potenzialität und Bewegung, die zwischen Subjekt und Objekt nicht trennt, nicht zwischen Denken und Fühlen, Oben und Unten, Innen und Außen, Hier und Dort, Nicht-Mehr und Noch-Nicht.

Zitator

als würde das licht sich
 verstärken, wege wie luft in den raum zeichnen
 (aus. Nico Bleutge, *nachts leuchten die schiffe*, S. 7 u. 8)

Marie NDiaye:

Un peu ce qu'on peu ressentir ... de l'expérience métaphysique. -- So etwas wie man es vor einem Kunstwerk empfinden kann oder, ich weiß nicht, vor den Fresken von Giotto. Man spürt, dass man absolut nicht mehr in seinem gewöhnlichen Ich steckt mit seinem Alltagsleben. Man ist aus sich heraus geworfen in gewisser Weise. Ja, das hat etwas mit einer metaphysischen Erfahrung zu tun.

Zitatorin

Kiefernwald, raumschwarz, rakuschwarz.

Sibylle Lewitscharoff:

Würd' ich sagen, dass die moderne Literatur im Grunde Suchbewegungen unternimmt, etwas Göttliches zu erfahren, aber daran scheitert. Kafka hatte das Gottesproblem permanent gewälzt. Das ist überhaupt die beste Literatur, die da entsteht, ja. Das heißt also, das Angefressene der Moderne, des „Gott ist tot“ und der Mensch ist alleine, ist bitterlich alleine. Also in einer Welt, wo das gar nicht mehr

überhaupt ein Problem darstellt, ja, dann kann man eigentlich nur noch ganz fad in der Gegenwart rumschreiben. Das hat nicht mehr diese harte Schallmauer, die Verzweiflung auch darüber, dass man nicht erhört wird, dass es kein höheres Wesen gibt. Aber das Suchen ist wesentlich. Auch wenn's nichts bringt.

Zitatorin

Ein Teegefäß, in dem sich die Nacht ganz niederläßt
mitsamt den zerklüfteten Küsten, den Borken,
Nadeln und trockenem Gras,
während sich
der ungeheure Wind dagegen stemmt.

Atmo

Nico Bleutge:

Das ist diese Dialektik, dass man versucht, dieses Ungenügen eben umzumünzen, und es kann auch ein sehr großes Glücksmoment darin bestehen, dass man plötzlich dann denkt, Mensch, diese Beweglichkeit, die da da ist, dieses Flüssigsein, dass die Begriffe nicht fest dastehen und sich alles irgendwie auflösen lässt. Natürlich muss ich dann immer wieder versuchen, zu neuen Verfestigungen und Bestimmungen zu kommen, aber die lassen sich eben auch wieder in Bewegung setzen, und ich kann so einen Fluss des Ganzen, der sehr meiner Erfahrung von Welt entspricht, in Gang setzen über die Sprache.

Atmo

Sibylle Lewitscharoff:

Ich mein, das Unabgeschlossene ist ja bei Kafka das Generalthema (*Lachen*), der hat ja keinen Roman abgeschlossen (*Lachen*). Da ist es auf die Spitze getrieben, ja. Natürlich das gottgleiche Werk schließt ab, das setzt den Schlussstein, ja. Das heißt, das weiß ja wirklich Bescheid, das ist der Weisheit letzter Schluss. Das kuriose, dümpelnde, das fahriges Gottsucherwerk, auf höchstem literarischem Niveau, das kommt doch zu nichts, ja. Das findet doch keinen Abschluss.

Wilhelm Genazino:

Also diese Schüchternheit ist ein gutes Medium und auch ein guter Übergang für ein nicht gefundenes Original.

Zitator

... ich sehe das Geschehen, das sich als Zwingbefehl: hinauf, nur hinauf, immer weiter hinauf! äußerte, noch in Zeitlupe: scharf, klar breitet sich vor mir der Saal aus, ich sehe das Öffnen der Fenster, ich sehe das teils flotte, teils unbehülfliche Erklettern der Fensterbrüstungen, höre das enthusiastische Geschnatter, die entfesselte Süße, das helle Gejauchz – sich mehr und mehr in Singsang transformierend, reimverschlungen emporgesungen – und wandere dann mit vom Gesicht gelösten Augen im Saal herum und sehe mich allein an einem der beiden langen Tische sitzen.

Dante, für den Gott noch nicht tot war, schrieb im 14. Jahrhundert *Die göttliche Komödie*, um das Jenseits zu besingen. In dem Roman *Das Pfingstwunder* erzählt Sibylle Lewitscharoff eine moderne göttliche Komödie. Pfingsten 2013 kommen in Rom 34 Dante-Forscher aus aller Herren Länder zu einem Kongress über die *Divina Commedia* zusammen. Während der begeisterten Beschäftigung mit den Versen Dantes über Hölle, Fegefeuer und Paradies geraten die Gelehrten zunehmend außer sich, beginnen in fremden Zungen zu sprechen, verstehen sich dennoch vollkommen und steigen schließlich im Zustand höchster poetischer Verzückung in den Himmel auf. – Nur der Frankfurter Romanist Gottlieb Elsheimer bleibt zurück auf Erden und berichtet nun, vom Erlebten völlig aus der Bahn geworfen, von dem unglaublichen Pfingstwunder und fragt sich verzweifelt, warum um Gottes Willen er nicht auch mit den anderen verschwunden ist, warum ihm allein die Gnade der Himmelfahrt nicht zuteil wurde.

Zitator

Ein Kloß. Ein Sack. Ein Zweifler. Ein Grübler. Einer, der immer strategisch vorgegangen ist, der, um die Fragwürdigkeit des Irdischen zu bannen, peinlichst Ordnung hält. Angst- und Ordnungshase Elsheimer, festgeleimt an seinem Stuhl durch die Bindekraft des Realen. Halthalt.

(aus: Sibylle Lewitscharoff, *Das Pfingstwunder*, S. 71)

Mirko Bonné:

Ich halte den Zweifel für ein ganz wichtiges literarisches Moment. Das ist so ne Art Schattendasein, die der Zweifel führt in unserer Kultur, wo alles auf Wahrheit und Eindeutigkeit hinausläuft.

Zitatorin

Aomori, Ōsaka. Tottori.

Kannst du

ortskundig sein und doch sinnlosen Sehnsüchten folgen,
dir selber die Auskunft verweigern, böse, genial?

Die ist die Schwarzkiefernküste von Japan.

(aus: Marion Poschmann, *Geliehene Landschaften*, S. 69)

Marion Poschmann:

Jetzt in den *Kieferninseln* geht es im Grunde auch zentral um diese Frage: Was ist die Wirklichkeit und welche verschiedenen Grade von Wirklichkeit gibt es? Was ist ein Traum? Wie real kann man den eigentlich nehmen. Wenn man sich damit näher beschäftigt, stellt man fest, dass sich vieles von dem, was man vorher als sicher angesehen hat, dass sich das auflöst und dafür andere Kräfte wirksam werden.

Gilbert Silvester, die Hauptfigur in Marion Poschmanns ebenso ironischem wie poetischem Roman *Die Kieferninseln* steht ähnlich fest im Leben der Tatsachen wie Lewitscharoffs Gottlieb Elsheimer vor dem Pflingstwunder. Anders als die sonstigen Charaktere Poschmanns ist er kein zaudernd-passiver Außenseiter mit dem Hang zur Grenzüberschreitung. Der befristet angestellte Kulturwissenschaftler mit dem Forschungsschwerpunkt „Bartmode und Gottesbild“ liebt das Offensichtliche, Eindeutige, Direkte und bevorzugt die Kaffeeländer. Doch als er eines Nachts träumt, seine Frau habe ihn betrogen, nimmt er kurz entschlossen den nächsten Flug ins Teeland Japan und beginnt in Tokio das Projekt der radikalen Abwendung von seinem bisherigen Leben. Auf der Suche nach einer mystischen Erfahrung begibt sich Gilbert Silvester zusammen mit einem jungen, lebensmüden Japaner, den er vom Sprung vor den Zug gerettet hat, auf eine Pilgerreise zu den Kieferninseln, über denen er den Mond erblicken will. Anleiten lässt sich der systematische und bildungsbeflissene Pilger von der Reisebeschreibung des japanischen Haiku-Dichters und Zen-Mönchs Bashō aus dem 17. Jahrhundert.

Marion Poschmann:

Er macht sich dieses Projekt der Abwendung zu eigen. Also er bekommt ein Buch von Bashō in die Hand und setzt sich dann auf dessen Spuren und imaginiert sich dadurch ja im Grunde selber auch als Dichter. Beginnt dann auch Haikus zu dichten und zieht das eigentlich rigoros durch und macht relativ rücksichtslos diese Reise. Und da zaudert er eigentlich keineswegs und ja, es ist im Grunde eigenartig, dass er mit dieser doch forsch voranschreitenden Bewegung versucht, diese Haltung der Offenheit und des vorsichtigen, unvoreingenommenen Blicks auf die Welt zu erreichen. Es ist natürlich auch ein paradoxes Moment, so eine Absichtslosigkeit anzustreben, was eigentlich das Ziel einer dichterischen Tätigkeit sein kann.

Atmo

Zitatorin

Er schloß die Augen noch einmal, schloß die bereits geschlossenen Lider fester, sackte tiefer in die Müdigkeit hinein, ließ sich durchziehen vom Wind, vom Kiefernduft, vom Atem der Inseln.

(aus: Marion Poschmann, *Die Kieferninseln*, S. 160)

Am Ende erreicht Gilbert Silvester tatsächlich die Kieferninseln und sieht den Mond über ihnen. Trotz der grotesken Zielgerichtetheit seines Abwendungsprojekts hat er sich auf der Reise durch das fremde Japan, die auch eine Reise in sein fremdes Inneres war, verändert. In seine Wahrnehmung hat sich etwas Zaghafte, Zweifelndes, ja Schüchternes geschlichen. Er hatte Träume und Visionen, ist der dem Bewusstsein abgewandten Seite seiner selbst begegnet und mit der Natur und dem Tod in Kontakt getreten. Und einmal gelang ihm sogar ein Haiku, das einen flüchtigen poetischen Moment festhielt, in dem Innen- und Außenraum sich ineinander entgrenzten.

Zitatorin

Pflanzenschatten wanderten über die Wand, wankten lautlos durchs Zimmer, strichen über das Fußende, standen bevor. Sie verharrten, sparten das Laken aus, dann schwangen sie weiter, wischten über seine Wangen, überspülten ihn, verdünnte Zweige, die alles überberührten, selber zu zart, als daß Gilbert sie hätte halten können. Wald der Heimatlosen, entkörperertes Holz, ein grauer Scheiterhaufen aus Schatten. Er hörte den Wind in den Kiefern, hörte sein gewaltiges Rauschen, das

Antiholz an seiner Wand fuhr auf und ab, ein langes, einsames Wandern, und doch. Er stand am Fenster, hielt die Teetasse mit beiden Händen, für einen Augenblick fing sich der Mond darin. In der Ferne lachten die Makkaken.
(aus: Marion Poschmann, Die Kieferninseln, S. 164)

Atmo

Marion Poschmann:

Ich kann ja nur für mich sprechen, aber ich finde es tatsächlich wichtig, (...) ein gewisses Maß an Abgewandtheit zu erreichen, um dann einen poetischen Raum zu schaffen, der dann auch tatsächlich etwas ist, was sich vom Alltag, vom Alltagsbewusstsein unterscheidet.

Zitator

[Die Chefin] würde es sich später angelegen sein lassen, keine Gerichte oder Teller zu präsentieren, die formal bewundernswert waren, nichts, was die Gäste vor Entzücken außer sich geraten ließe, sondern im Gegenteil Kompositionen von einer so zarten, so schlichten, so strengen Schönheit, dass sie dem Blick nur auffielen, wenn dieser offen und zu derartiger Verzückung bereit war, wenn er es wünschte.
(...)

Die Chefin verabscheute den bloßen Gedanken, Eindruck zu schinden, das war der Quell ihres Feingefühls.

(aus: Marie NDiaye, Die Chefin, S. 136)

Marie NDiaye:

C'est quelqu'un qui ... Elle déteste l'intimité ... Elle a très peur ... dans l'esprit des autres. -- Sie ist jemand, die die Außenwelt nicht braucht. Das ist natürlich paradox, weil sie einem Beruf nachgeht, der absolut die Anwesenheit der Außenwelt erfordert. Sie kocht natürlich nicht für sich selbst. Es ist also eine etwas widersprüchliche Beziehung zwischen dem Wunsch, den anderen fern zu sein, und der Notwendigkeit, den anderen dennoch nah zu sein, damit ihre Arbeit einen Sinn hat. Aber sie verabscheut Intimität. Sie hat Angst vor engen Kontakten zu anderen. Sie mag nicht, dass man in ihren Geist eindringt, und es interessiert sie überhaupt nicht, in den Geist der anderen einzudringen.

Voller Ernst und Dringlichkeit entwirft der Erzähler in Marie NDiayes Roman *Die Chefin* mit dem Porträt der von ihm angebeteten Köchin eine Poetik der Schüchternheit, die Produktions-, Rezeptions- und Materialästhetik zugleich ist: Angetrieben von einem „Irrlicht“, wie er es nennt, schafft die scheue, verschlossene, ungebildete Frau, die keinerlei Beziehung zu anderen Menschen hat, im einsamen, skrupulösen, nach Perfektion strebenden Umgang mit den Küchenzutaten große Kunst. In ihren Gerichten erreichen die Ingredienzen, die Buchstaben und Wörter der Kochkunst, größte Autonomie, entfalten ihre Potenzialität und finden miteinander zu einem vollendeten Zusammenklang. Und die Schöpferin wächst bei der selbstvergessenen, absichtslosen Komposition ebenso über sich hinaus wie die Essenden beim Verzehr.

Marie NDiaye:

Mais pour le genre d'artiste ... métaphysique presque. -- Solcherart Künstler wie die Chefin brauchen diese mystische Dimension bei ihrer Schöpfung. Das hat nichts mit etwas Religiösem zu tun, es ist mystisch in einem weiteren Verständnis, das heißt, es befindet sich nicht auf der herkömmlichen Ebene des Sinnlichen, des Genusses, sondern auf einer anderen, in gewisser Weise höheren, fast metaphysischen Ebene.

Zitator

Und die Herrlichkeit, die sie in aller Demut auf einem Teller komponierte, blieb, so habe ich immer gedacht, in den Träumen gerade derer hängen, die nicht einmal wussten, dass sie sie bemerkt hatten, und öffneten ihre Seele für Harmonien einer anderen Ordnung, es war ein Mehr an Wahrnehmung und Sensibilität, und die Chefin wusste nichts davon, konnte nichts davon wissen und durfte es keinen Moment lang ahnen, ein Wunder durchfuhr sie unerkannt, sie durfte nichts wissen, nichts verstehen.

(aus: Marie NDiaye, *Die Chefin*, S. 137)

Zitatorin

die aprikosenbäume gibt es, die aprikosenbäume gibt es

die farne gibt es; und brombeeren, brombeeren

((Inger Christensen, Anfang von *Alphabet*))

Nico Bleutge:

Wer mir immer wieder eingefallen ist, ist Inger Christensen, die große dänische Lyrikerin, die ja immer ganz große Gedichtprojekte entworfen hat. Eines ihrer bekanntesten ist das *alphabet*. Wenn man da anfängt zu lesen, denkt man erstmal, das ist irgendwie nur so ne Ansammlung von Wortlisten. Und dann merkt man so nach und nach, dass da doch ne Struktur drin ist, dass das nach musikalischen Gesetzmäßigkeiten vonstatten geht, sehr viel mit Wiederholungen und Variationen arbeitet. Und sie nimmt da manchmal Sätze, die sie gebaut hat, und setzt die in völlig andere Kontexte und plötzlich fangen die neu an zu leuchten und man sieht, wie die Oberfläche des Textes, das was man liest, eigentlich das Unwichtigste wird und drunter wahnsinnig viele Sachen stattfinden und so ein Netz von Affinitäten und Wahlverwandtschaften stattfindet, das einem etwas sagt, ohne es einem aufzudrängen. Und plötzlich sieht man, wie sich das, was man für 'ne Sprachetude gehalten hat, in so ne ganz tolle Weltschöpfungssymphonie verwandelt.

Zitatorin

die zikaden gibt es; wegwarte, chrom

und zitronenbäume gibt es;

die zikaden gibt es; die zikaden, zeder, zypresse, cerebellum

((Forts. Christensen, *Alphabet*))